

**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur  
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte  
**Band:** 8 (1928-1929)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Rasse, Geist und Weltgeschichte. 2, Weltprobleme  
**Autor:** Brock, Erich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-156724>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

regelung der geheimen Abstimmung überhaupt, samt allen nötigen Ausführungsbestimmungen, dem Volke in geheimer Abstimmung zum Entscheide vorzulegen. Die Amtsdauer der Behörden geht nach bisherigen Bestimmungen. Diese Beschlüsse treten sofort in Kraft. Entgegengesetzte Bestimmungen verlieren ihre Wirkung.

Begründung:

Das Stimmrecht der Bürger bildet die Grundlage jeder Volksherrschaft. Das Recht, seine Stimme für oder gegen die Gesetze abzugeben und bei den Wahlen in die obersten Behörden mitzuwirken, ist eines der ersten und wichtigsten Rechte und eine Bürgerpflicht im demokratischen Staatswesen. Die Möglichkeit aber, diese Rechte auszuüben, wird heute zahlreichen Stimmberechtigten im Kanton entzogen. Die Entfernung des Landesgemeindepalastes, die Kosten der Fahrt und des Unterhaltes, die beruflichen Pflichten u. s. w., verhindern heute viele Hunderte Stimmberechtigte, an der Beratung der Gesetze und an den Wahlen teilzunehmen. Für unbemittelte Mitbürger aus abgelegenen Tälern und entfernten Ortschaften steht heute das Stimmrecht in kantonalen Angelegenheiten auf dem Papier. Dieser Zustand ist ungerecht und gegenwärtigen Verhältnissen und Ansichten nicht mehr angepaßt. Initiative und Referendum bleiben wie bisher bewahrt. Aus diesen Gründen erstreben wir die Abschaffung der Landesgemeinde und die Neuordnung der damit zusammenhängenden Folgen, um in geheimer Abstimmung und erleichternden Umständen jedem Stimmberechtigten Gelegenheit zu geben, am Staatswohle, an den Gesetzen und Wahlen mitzuraten und mitzutaten. Wir wollen jedem Stimmberechtigten geben, was ihm gehört, und von Rechts wegen die unbehinderte Ausübung seines Stimmrechts!"

So wird der erste Maissonntag für das Urnerland ein folgenreicher Tag werden!

Möge der gute Stern über dem Urnervolke walten! Der Landammann Föhn rast just durchs Reußtal und rüttelt an allen Läden und Türen, dieser altehrwürdige Bergler, der ja so unzählige Landesgemeinden zu Bözlingen umtollte und das gesprochene Wort mit forttrug, daß es kein Unheil schaffe. . .

Und mögen auch die „Landesgemeindetitti“, dieses Zuckerbäckwerk in Puppenform, zu einem wunderlichen Sonnenkreis vereinigt, in irgend einer Form für die Jugend fortbestehen, sollte die geheime Abstimmung kommen, damit nach wie vor der Wahl- und Gesetzessonntag sein festliches Gepräge beibehält. Denn jeder Wahltag sollte ein Landesfesttag sein!

Ende März 1928.

## Rasse, Geist und Weltgeschichte.

Von Erich Brod.

### 2. Weltprobleme.

#### I.

Die Einsicht, daß die Naturtatsachen, Rasse und Vererbung, eine ganz andere Rolle für die Gestaltung des inneren Menschen spielen, wie die vorhergehende rationalistische Zeit angenommen hatte, trifft heute mit einem besonders starken Bedürfnis zusammen, sich über die allgemeine

Richtung der Kulturentwicklung klar zu werden und, falls diese negativ sein sollte, sie zum Positiven hin zu beeinflussen. Diese Frage an die Zukunft der Menschheit begann sich schon vor Spengler und vor dem Kriege zu stellen. Die Geschichte lehrt, daß starke schöpferische Zeiten sich wenig den Kopf über ihre Stellung im Ablauf der Geschichte zerbrechen, und wenn sie es doch tun, sich irgendwie als unbedingt auffassen; daß Zeiten, die von Fortschrittsbewußtsein hingerissen und berauscht sind, in Wahrheit auf starken Rückbildungsvorgängen leben (so die Aufklärung und die Zeit von 1860 bis 1890); und daß endlich Zeiten, denen sich das bange Gefühl einsetzt, an großen Schicksalswenden zu stehen, dies, in einem Kampfe des Auf- und Abstieges, wohl auch tatsächlich tun. Noch nie aber war die Wucht der Schicksalsfrage so beängstigend wie heute, weil noch nie alle Faktoren unseres Planeten, die in die Rechnung eintreten könnten, so übersehbar und tatsächlich auch darin mitverhaftet waren — noch nie so alle Geschichte Weltgeschichte war. Noch nie aber ist auch die Übersehbarkeit so als Beherrschbarkeit gedeutet worden, hat der menschliche Geist trotz allem Pessimismus angesichts der Gefahr derart seine exakte Berechnung als Übermacht in sich gefühlt. Aber der Geist darf, wenn er darüber nicht zu Fall kommen will, sich diese Freiheit nicht zu billig erwerben. Hofft er nur durch mechanische Handhabung der körperlichen Verknüpfungen zu siegen, ohne daß er seine Freiheit in ihm selber gründet, dann wird er in diesem entscheidenden Punkt die Schlacht verlieren.

Die rassen-theoretische<sup>1)</sup> Kulturlehre argumentiert heute ungefähr folgendermaßen: Der heutige biologische und kulturelle Abstieg der Menschheit ist unleugbar. Im Gegensatz zur gangbaren Meinung beruht er nicht auf einer „Plasmaermüdung“, einem Altern der Lebenssubstanz, welche das Altern der Kulturen hervorriefe. Die lebendigen Gewebe sind an sich unsterblich; das zeigen die niedrigsten Organismen, das auch die Züchtungen der Gewebe höherer Organismen außerhalb dieser. Es handelt sich vielmehr darum, daß infolge der Kulturbedingungen die minderwertigen Abwandlungen der Art nicht mehr ausgemerzt werden, sondern sich fortpflanzen, ja daß durch die fortschreitende Umkehrung jener Bedingungen ins Widernatürliche sogar die normalen und höherführenden Ausformungen ausgemerzt werden. Durch Aufklärung müssen wir erreichen, daß die natürlichen Bedingungen und die dadurch geübte Auslese wiederhergestellt werden, und da das weitgehend nicht mehr möglich ist, so muß soweit der menschliche Verstand durch seine bewußte Wahl-tätigkeit die Auslese ersetzen. Dem dient die Rassenhygiene, welche die Fortpflanzung der Minderwertigen einzuschränken, die der Höherentwertigen zu befördern trachtet.

Dieser Gedankengang enthüllt sich näherer Betrachtung als ein naturwissenschaftlicher im bezeichnenden Sinne. Die Naturwissenschaft als Einzelwissenschaft hat sinnvollerweise ihre Methode darin, die Natur-

<sup>1)</sup> Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblchkeitslehre, München, J. F. Lehmann. Umfassendes grundlegendes Werk. Zusammenfassend: Bauer, Rassenhygiene, Quelle & Meyer, Leipzig.

gegenstände unter Absehung vom betrachtenden Subjekte ins Auge zu fassen. Diese eingeschränkte Methode wird falsch, sobald die Betrachtung sich zu philosophischer Umfassendheit erhebt; und dann zeigt sich, daß die Naturwissenschaft aus der Erfahrung die allgemeinsten Begriffe nicht zu entnehmen vermag. Daher ihr Versagen, sobald sie letzte Zusammenhänge beurteilt. So auch hier. Obwohl sie sonst den Gedanken der Willensfreiheit nicht annimmt, wird hier die menschliche Kultur, alles was der bewußte Verstand und Wille setzt und macht, als frei von allem biologischen Zwang hingestellt — es trifft in seinen Wirkungen sozusagen zufällig mit den Notwendigkeiten des Lebens zusammen und kann daher nach Einsicht in die Folgen davon in andere Richtung gebogen werden. Nichts berechtigt, in einer schlechtthin umfassenden Betrachtung der Weltgeschichte nach biologischen Gesichtspunkten, wie die Rassenlehre sie will, Geist und Willen außerhalb der Betrachtung zu lassen. Es berechtigt nichts, sobald beide in das Leben einbezogen werden, ihre Wirkungen auf das Leben als Zufall in Bezug auf dieses anzusehen. So gut wie das Leben in Keim und Anlage „weiß“, welchen Weg es in deren Ausbildung nehmen wird, so gut wird die Strebung des Lebens im Menschen in einem organischen, nicht zufälligen Zusammenhang mit Geist und Willen stehen, welche beide jedenfalls irgendwie auf und in ihr erwachsen. Dann aber ist der Niedergang des Lebens an den menschengesetzten Außenbedingungen dennoch ein letztlich eigengesetzlicher Niedergang des Lebens, eine Plasmaermüdung.

Wie bricht das Leben aus seiner reinen In sichheit heraus? Das Tier strebt nicht aus seinem Lebenskreise fort; gemeinhin vermöchte niemand zu denken, es brauche Lebensformen, die es nicht hätte, oder hätte solche, die es nicht brauchte.<sup>2)</sup> Der leidlich sinnvolle Anblick, welchen die untermenschliche lebendige Welt darbietet, beruht (unter Absehung von der Sinnlosigkeit, ihn als Zufall zu bezeichnen) auf einem geheimen Einklang zwischen zweien: einerseits dem Leben selbst, welches eine Breite von immer neu entstehenden erblichen Abwandlungen seiner Formen (sogenannten Mutationen) darbietet, die schon in sich meist einen positiven Sinn besitzen (denn davon, die sinnvoll geschlossene, sich sofort tragende und die Bedingungen ihres Daseins mit sich führende, erst in ihrer Vollendung lebensfähige organische Gestalt aus Anhäufung kleinster Abweichungen zu erklären, kommt man doch allmählich ab). Und andererseits den äußeren Bedingungen, welche eben von diesen Mutationen nur die vollkommensten, ausgeglichensten, lebensfähigsten aufbewahren und die anderen ausmerzen. Ob man die Wurzel dieses Einklangs ins Leben selbst verlegen will, als seine eigene irgendwie hellseherische Weisheit, oder in eine Macht, die von jenseits seiner her alles aufeinander einspielt, bleibt frei. Auf jeden Fall funktioniert eines Tages dieser Einklang allmählich nicht mehr: seine eine Seite, die der äußeren Bedingungen, ist gestört. Und dies zwar nicht so, daß wie in Urzeiten

<sup>2)</sup> Nur der Mensch bringt es fertig, seinen Haustieren seinen eigenen tiefen Bruch aufzuprägen und sie zu instinktarmen, hilflosen und unangemessenen Geschöpfen zu machen.

klimatische und Bodenbeschaffenheitsänderungen eintreten, sondern es ist die Umwelt, welche sich der Mensch schafft, die ihn immer restloser umschließt und immer abhängiger von sich macht. Und diese Umwelt entfernt sich von der natürlichen immer mehr und gegensätzlicher. Ihre störende Rückwirkung auf das Leben ist von diesem also selbst verursacht. Entweder es hat sie auf seinem instinktivem Wege positiv gewollt, dann handelt es sich um eine Selbstzerstörung des Lebens. Oder es hat sie nicht gewollt, dann war sein Instinkt (welcher normalerweise keine gegen sich selbst gerichteten Entwicklungen im Umkreis des Lebewesens selbst zuläßt) für die Wirkungen seines Tuns geschwächt, und damit ist gleichermaßen ein Zerstörungsvorgang im Leben selbst aufgezeigt. Es wäre also die Kultur, der Geist entweder ein Mittel, eine erlebte und umweghafte aber sichere Art des Lebens, sich selbst zugrunde zu richten und zu töten; oder aber sie wären ein Anzeichen, eine Verkörperung verlorenen Gleichgewichts, ein Gemenge von als solchen gesunden Wachstums- und Formtrieben und ihrer Ablenkung durch wüste Grenz- und Formlosigkeit; etwa eine Art Krebs oder Elephantiasis.

Wie kommen diese Krankheiten zustande? Dadurch, daß eine polare Kraft des Lebens ihren Gegenspieler verliert und ins Halt- und Sinnlose arbeitet. Das Leben und seine Gestalt ist nicht ein Ding, ein so und so geschmiztes oder gebackenes, das hingestellt wird wie es ist. Sondern es ist ein Gleichgewicht von Kräften. Es ist dies überhaupt der letzte Typ alles gestalteten Seins: von Atom, Sonnensystem, Seele, Gedanken, Gemeinschaft, Menschheit: immer gewinnt eine Kraft an der andern Gestalt, und beide zusammen zeugen dadurch zwischen sich eine höhere Ordnung, der sie selbst unterworfen sind. Im Lebewesen halten sich die Erbeinheiten und die Organe durch ein System künstlicher Einflüsse, Verkoppelungen, Abscheidungen gegenseitig in Wesen und Teilfunktion. Jedes hat irgendwie einen blinden Drang zum Maßlosen und wird erst an dem gegen es gespannten Gegenglied zu Sinn und Formkraft. Die lebendigen Wesen halten sich in den Grenzen der Rolle ihrer Gattung, indem sie ihre Waffen gegeneinander stemmen: Stärke oder Schutzfärbung, Schnelligkeit oder ungeheure Vermehrung, Dornen oder giftige Säfte — und was zuviel ist, wird aufgefressen oder geht anderweit an den wechselweise gesetzten Umständen zugrunde. So steigert sich jegliches bis zum Äußersten, was es hergibt; und was nicht über die Grenze will, kommt nicht einmal an sie und wird vernichtet. Es ist der Kunstgriff der Natur, jedem Lebewesen das Absolute als vermeintliches Ziel vorzuhalten, und es dadurch zu einem Höchsten, aber dennoch Relativen zu bringen. Denn sie läßt jeden Keim, jedes Individuum, ja jede Gattung fallen, wenn sie als solche gedient haben. Die Frage nach der Zeitlichkeit der Individualität ist dadurch aber noch nicht verneinend entschieden, daß sie so durch Kreuzung allgemeiner Faktoren zu entstehen scheint. Denn nichts hindert, auch in den Erbeinheiten eine unendliche Feinstruktur anzunehmen. Von positiver Bedeutung wird die Ursprünglichkeit der Individualität erst, wo sie zu sich selbst kommt und steht.

Im Menschen erwacht das Sein zu sich selbst, es gewinnt Bewußtsein. Das Ich ersteht; es weiß und will sich als absolut, als Nicht-Allgemeinheit, sondern einziges in aller Ewigkeit. So ist der Mensch als solcher gewissermaßen Christ. Er will nicht mehr die Auslese, die auf die Einzelnen nur mittelbar zielt, indem sie, um diese auszurecken, ihnen den Brotkorb hochhängt. Er will die Ausmerze ausmerzen und das Ich bewahren als solches in Ewigkeit. Er will das Ich, sein Ziel, nicht als Zusammenfügung von Darüberhinaus und Hemmung, von Stoß und Gegenstoß, von gleichmäßiger Abstreuerung eines weiten Feldes und ihrer Determination durch die Umstände — sondern gradlinig. Er will sich nicht vom Zufall nehmen, vom Ineinanderspiel der Allgemeinheiten: von Bedingungen und Fruchtbarkeit — sondern er will bewußt, unmittelbar und notwendig im Sein festhalten, was einmal hineingetreten ist. Er will nicht das Dämonische,<sup>3)</sup> d. h. das Schaffen, das durch Zerstören fortschreitet — sondern sich gegen die Grausamkeit der Natur schützen. Er will das Vernünftige, den Sinn als in sich absoluten. Er will Verstand und Willen, die nichts Dämonisches mehr haben, die ganz menschlich, ganz human sind. Jedoch zerstört er gerade so die Individualität, nicht sehend, daß sie sich eben nicht als notwendige, sondern allein als Einschränkung des Allgemeinen, als dessen Zurückdrängung durch die bloße Fülle, eben als Spannung zwischen zwei Polen erzeugt. So gewinnt das Ich, nicht mehr gegen seine irrationalen untermenschlichen Bedingungen gepreßt, Freiheit davon, aber eine leere Freiheit; es wird selbst ein Allgemeines von höchster Blässe, ein Nichts. Die gradlinige Festhaltung der Individualität ist so ein Gradmesser für die fortschreitende Ermattung des Lebens. Es ist das letzte Wort ganzer Kulturen, Jahrtausende, Metaphysiken und Religionen zum Weltproblem, daß die sich selbst wollende Individualität eine Schuld ist, daß sie eine Verneinung und Einschränkung bedeutet (nämlich des Wesens durch die Grobheit der Materie), welche schließlich dasselbe völlig zu nichte macht. Es scheint also hierzu eine biologische Begründung zu geben. Der Mensch gelangt auf dem Wege des Willens zum Leben und zum Ich dazu, sich äußere und innere Bedingungen zu schaffen, welche beides einengen, schädigen, vernichten. Die lebendige Substanz, an sich vielleicht unsterblich, geht in der Verunterschiedlichungsreihe eine biologische Schuld ein. Je mehr Etwas etwas ist, desto weniger kann es ein anderes sein; je bestimmter und besonderer es selbst ist, desto weniger ist es fruchtbar über sich hinaus. Fruchtbarkeit ist, daß etwas ein anderes wird, ohne durchaus aufzuhören, es selbst zu sein.

Alles Leben ist Flutung, Umsatz, Anpassung, Neugeburt. Das ist sein Weg der Selbstreinigung von der Veraltung, Verschädung, Verfälschung durch die Festlegung in der objektiven Gestalt. Altern ist eine Erscheinung der Individualität. Wo es zu deren feinsten Gültigkeit kommt, da erstarrt das Leben am tiefsten und wendet sich gegen sich selbst. Im

<sup>3)</sup> Vgl. Tillich, Das Dämonische. Mohr, Tübingen. Diese wirklich neu-schöpferische Schrift wiegt mit ihren 44 Seiten ganze Bibliotheken von Neuerscheinungen der letzten Jahre auf.

Maße ihrer Besonderung verlieren die Zellen das Teilungsvermögen; die Organe die Möglichkeit der Wiederneubildung, die Individuen und Völker die Fortpflanzungskraft; die Kulturen die geistige Hervorbringungsfähigkeit im ganz ursprünglich neuschöpferischen Sinne. Im Menschen bedeutet Individualisierung Vergeistigung. Wird alles gestaltet, ausgeformt, fest umrissen, zu Ende gedacht, so ist damit ein Ende erreicht. Der geistige Mensch ist ein Ende. Das Licht sterilisiert. Und was hier hinführt, was den Menschen auf dem Wege der Verunterschiedlichung voranstößt, ist der unerfüllte Lebensdrang, der Trieb zur Fülle. Der Mensch ist das Tier, dem seine „natürliche“ Lebensform nicht genügt, der wesentlich über sein Wesen hinausgreift. Er findet Werkzeuge, sich die Naturbedingungen zu erleichtern, die Maßstäbe zu ermäßigen, die Auslese zu mildern. Die Entwicklung der gesamten Kultur ist grundsätzlich schon im Feuersteinbeil vorweggenommen. Dieses ist der Idee nach Sprengung der Naturform, und darin liegt bereits der Gedanke einer unendlichen Selbstüberschreitung. Der Fortgang des Unendlichkeitsgedankens geschieht aber im Wechsel zweier Stadien: Die bisherige Lebensform erscheint eng und arm, indem sie schon im Gedanken aus sich heraustritt und sich von außen, von der Möglichkeit eines Jenseits anschaut. Damit wird dieses bald Wirklichkeit. Im neuen Kreise ergibt sich eine neue geschlossene Formung mit ihrem Binnengefühl; Formung des materiellen und geistigen Stoffes in Wechselwirkung. Wie schon im Urzustande neue Erfindungen, neue Zivilisation Hand in Hand gehen mit neuen Grenzüberschreitungen des Geisteslebens, neuer Kultur: so bleibt es auch in der späteren Entwicklung, nur daß der Schwerpunkt sich vom ersten aufs zweite zu verschieben scheint, was aber auch nur an der veränderten Aufmerksamkeit und Ausdrucksfähigkeit für Geistiges liegen kann. Jedenfalls erscheint in allen solchen Zuständen relativen Inselfeins der Umkreis des durch die Werkzeuge beherrschbaren technischen Raumes wie derjenige der eben beschreibbaren Gedankenwelt nicht als Grenze, sondern als Form. Nur was Form war, kann Grenze werden, indem es aufhört, Form zu sein. Wie kommt aber diese Form zustande?

Der Beginn geistigen Lebens ist vorzustellen als ein beginnendes praktisches Sichausrichten innerhalb einer Anhäufung von einmaligen rein tatsächlichen irrationalen Elementen. Schon das Tier beginnt unter dem Druck seiner verschiedenen Bedürfnisse bei Wahrnehmung von Regelmäßigkeiten mit entsprechender Einführung von Richtpunkten, mit instinktiver Aufstellung von Gesetzmäßigkeit, von Form. Es bildet Allgemeinbegriffe, aber sie sind nicht außerhalb des Instinktes frei beweglich. Die Menschenwelt fährt mit diesem Prozesse durch Jahrzehntausende fort, bis die angehäuften gesetzten und von Erfahrung und Leben bestätigten Formen zu einem Ding wie Kultur sich aufgehöhht und „er-gänzt“ haben. Es ist deren Wesen, daß ein Allgemeines, Rationales zusammentritt mit dem besonderen Stoffe der inneren und äußeren Lebens- und geschichtlichen Umstände eines Volkes und sich darin zu einer Gestalt verkörpert. Während in der Frühzeit das Irrationale überwiegt und in der Spät-

zeit das Rationale, so sind am Idealpunkt der Kultur ihre beide Faktoren: Ewiges und Einmaliges, Notwendiges und Zufälliges im Gleichgewicht. Nennen wir dies das „Mittelalter“. Beide sind dann fest verbunden: die Form wird durch den Inhalt ganz lebendig und gegenwärtig; der Inhalt durch die Form ganz notwendig und gültig. Solche Zeiten schauen nicht über diese Verbundenheit hinaus; sie besitzen auch alles in ihr und setzen sie daher unbedingt. Sie sind überzeugt, daß das Unbedingte so und nicht anders aussieht, wie es sich ihnen formt; und sie wissen es wohl auch den nachkommenden Zeiten gewissermaßen glaubhaft zu machen, denn die größten ihrer hinterlassenen Werke könnten in der Tat nicht anders sein als sie sind; sie sind in ihrer Besonderheit schlechthin unbedingt. Die großen Schöpfungszeiten der Kultur sind derart sozusagen chiliaistisch: immer wird das Ewige jetzt und hier, unter den besonderen gegebenen Umständen als voll durchgebrochen und greifbar verkörpert angesehen; und diese Umstände sind nicht Hemmung und Abzug davon, sondern eben die Bedingung seiner Fleischwerdung, die vorgeformte und vorsehungsgemäße Möglichkeit seiner Herabkunft, die lang erwartete Gestirnstellung des Heils.

Soll der Weg darnach nicht zur Erstarrung, sondern zu neuen Erweiterungen in neue lebendige Formen führen, so ist offenbar jeweils ein Freiwerden des gebundenen Irrationalen, ein neues Naivwerden durch weitgehende Einschmelzungsvorgänge der Form, in Fällen vorgeschrittener Erschöpfung sogar durch Einreißung weiter Strecken der Bewußtheit überhaupt, oder ihre Überwältigung durch neu hinzutretendes Naturgut zur Gewinnung neuer Fruchtbarkeit nötig. Dies ist die biologische Bedeutung der Völkerwanderung; auch der Aufstieg neuer sozialer Schichten hat später oft ähnlich gewirkt. Ein Zeichen, daß die Möglichkeit zu mangeln beginnt, in diesem Sinne in das Fließende und Ganzheitliche der Natur zurückzutreten, ist die schon vor Rousseau langsam anschwellende empfindsame Kulturflucht, Sehnsucht nach Natur und dem Urzustand. Man bemerkt, daß die Überschreitung der jeweiligen Form nicht mehr in umfassendere Lebendigkeit, sondern mehr und mehr über die Form überhaupt hinausführt. Sie bedeutet dann eine immer schnellere Flucht vor der erstarrenden Form, eine Vortäuschung von Befreiungen in die Weite, welche doch keine sind, sondern nur noch endloses räumliches Fortschreiten ohne positiven Sinn, den „Fortschritt“. Es muß aus dem toten Chaos doch wieder in eine tote mechanische Zwangsform zurückflüchten, in der es aber kein Naivwerden mehr gibt. So fruchteten Krieg und Umsturz nicht. Diese Abbaubersuche der Menschheit, um nach Zertrümmerung des Panzers wieder in frische Bewegtheit hineinzugeraten, mußte scheitern, da das Bewußtsein an keiner Seite unterbrochen oder gar abgeschüttelt werden konnte. Ja, diese beschleunigte Niederreißung stehengebliebener Formen bedeutete noch eine Beschleunigung des Prozesses selbst. So ist jetzt die Unendlichkeit kaum noch von Irrationalem verkleidet; sie bricht als ein Unformbares herein, ebnet alle Unterschiede ein, auf welchen eben die Möglichkeit der besonderen Form beruht, entwirzelt, was Mittelpunkt von Kristallisationen



sein könnte, macht Gestalt und Mythos unmöglich und richtet alles als gleichmäßig strukturlosen Stoff für rein technisch=rationale Durchgliederung zu. Was etwa Naturvölker noch an Lebensmaterial einzuschließen hätten, an lebendiger Irrationalität der Kulturformen, fällt da ins Leere. Nicht nur fehlt hier tieferes Verbundensein mit dem europäischen Geiste, sondern dieser hat eben nun mit ungeheurer Systematik und Zähigkeit sein Prinzip ergriffen, und was dies noch in eine Form zwingen sollte, müßte jenseits, nicht diesseits seiner stehen. Und das Zusammentreffen, das uns nichts nützt, vernichtet noch beim andern Teil, was wir dort suchen könnten. Die europäisch=amerikanische Formlosigkeit ist wie ein Gift, das alle organischen Formen bei bloßer Berührung zerstört. Eine Überalterung der Kulturen der Naturvölker ist bei ihrer Geschichtslosigkeit nicht vorhanden. Irgendwie muß eben schon die europäische Zivilisation, das gesammelte Ergebnis eines mehrtausendjährigen Prozesses der Rationalisierung, Zentralisierung um die Vernunft her, der Ausscheidung irrationaler Voraussetzungen, der analytischen Bewußtmachung des Aufrisses und der Methoden des Geistes, einfach überwältigend wirken; derart, daß davon die nichts weniger als rudimentären, aber wenig bewußten Lebensverfassungen der Naturvölker heute mit einer Geschwindigkeit der Auflösung verfallen, die in der Geschichte einzig dasteht.

Wenngleich bei dieser abgekürzten Entwicklung anscheinend meistens durch unmittelbare Berührung der Extreme ein zerstörender Kurzschluß eintritt, während bei der innereuropäischen Entwicklung die gewaltigen im Spiel befindlichen Faktoren sich immer in einer gewissen positiven Spannung hielten, so ist doch der Hergang grundsätzlich derselbe und gleicherweise notwendig. Denn, sobald in jenem Gleichschweben des Kulturhöhepunkts die gebundene Aktivität des Formprinzips zum Selbstbewußtsein gelangt, erkennt, daß sie die Entwicklung bis dahin vortrieb, so wird sie die ganze andere irrationale Hälfte, den Kulturstoff, als ihre Bedingung, Begrenzung, Hemmung, Verunreinigung ansehen. Über die derart begriffene Zufälligkeit des Stoffs hinaus strebt das Formprinzip in eine reine Notwendigkeit. So streift es immer neue, bis dahin als Wesen angesehene Schichten nun als bloße Hüllen von sich ab und endet zuletzt im Nichts, im Nein zu allen Bedingungen, in der absoluten Freiheit — welche der Wille ist. Der Wille ist die tragende Seelenkraft der Gegenwart. Jedoch kommt dieser Ablauf nur in den ehrlichsten und bewußtesten Geistern nahe an dieses Ende. Diese erfassen den Willen überhaupt, als ganzen, in seiner Unbedingtheit — und vielleicht auch seiner heroischen Tragik. Diesem Erfassen ist alles wirklich Große der Gegenwart verdankt. Von allem Besitz befreit, unfähig, sich einen Inhalt zu geben, besitzt der Wille sich selbst und ist sich selbst Inhalt. Als ganzer inhalts= und ziellos und sich, über die Nativität der Einzelzielsetzungen hinwegschauend, hierüber klar geworden, macht er diese dennoch zur Abtötung noch mit, zur Abtötung des entwurzelten Irrationalen, des Gefühls, der unmöglich gewordenen gemüthhaften Formung. Hierin findet er mitten im kapitalistisch=kommerziell=technischen

Getriebe oft objektiv und zuweilen auch subjektiv Echtheit und echte Größe. Die Masse lebt aber im einzelnen weiter. Das feste Gerüst bieten die einzelnen Willenszwecke. Der Wille ist hier rein technisch, seine Technik verschlingt jede Frage nach ihrem letzten Ziel. Und wo diese Frage nicht mehr umgangen werden kann, wird als selbstverständlich der Lustzweck eingesetzt. Da hier der Wille also seine teuer erkaufte Freiheit an die einzelnen Zwecke verloren hat, so bedarf es eines neuen Inhalts, einer neuen Naivität. Aber sie kann nicht mehr naturhaft, zu organischer Form bereit sein.

Eine gründliche Naivwerdung und Bewußtseinsabflachung scheint von Amerika her vorzurücken. Es scheint, daß die amerikanische Kultur nicht von denjenigen richtig beurteilt wird, welche wie Münsterberg oder Driesch sich von bestimmten, irgendwie extensiven Außenseiten fortreißen ließen, sondern eher von jenen andern, welche ihre Stimmen mehr und mehr zu einem einheitlichen Bilde zusammenfügen, dessen Ähnlichkeit innere Wahrscheinlichkeit besitzt und mit den Ausstrahlungen dieser Kultur, wie sie dem Europäer täglich eindringlicher und umfangreicher entgegentreten, übereinkommt. Es sind das die Lewis,<sup>4)</sup> Scheffauer, Mencken, Dreiser, Galsfeld<sup>5)</sup> und Hildebrand.<sup>6)</sup> Amerika erscheint hier aussichtsreich für eine neue Barbarei, und diese nicht auf dem Wege des bloß Instinktiven, sondern des bloß noch Objektiven. (Der einzige Einwand gegen die Endgültigkeit dieses Bildes sind die darin Mitverhafteten, die es selbst entworfen haben.) Dagegen scheint der Unterschied zu Europa von diesen Kulturkritikern überschätzt zu werden, oder wenigstens derjenige zu täglich machtvolleren Entwicklungstendenzen Europas. Auch hier heißt es eben, zum bloßen Willen einen neuen Inhalt herzuzwingen. Nach Zerstörung des auf den Geist angelegten Inhalts wächst ein neuer in die Leere hinein, der nur noch aus sich selbst, aus dem dumpfen Erfüllungsdrang des Gemüts aufwuchert: zunächst der ungeheure Salat aller Kulturbesonderheiten, Stile, Seeleneinstellungen, welcher seinen Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand; aber diese alle nun jeder Gültigkeit, Gemeinschaft, Verpflichtung, Absolutheit und Ausschließlichkeit, und so natürlich des Sinnes überhaupt beraubt. Weit- hin fehlt aber die Empfindung für diese Unvereinbarkeit, sondern man sucht eben am Feiertag, vom Willen ausruhend, gerade einen breiten ineinander fließenden Lebensstoff von Gefühl und Ergießung, jeder Form und ihres Zwanges entbunden, aber mit der Form wahllos geschmückt, um auch den Geist noch für den vorherrschenden reinen Lustzweck einzuspannen und sich auch noch in seinem Besitze zu fühlen. So gehört auch heute noch das Herz der Vielen dem Abglanz jener Jahrzehnte des barbarischen Gemenges; es schlägt, wo es sich selbst gehören

<sup>4)</sup> J. B. „Babbitt“. Es ist zu empfehlen, dies geniale Werk, im Original schwierig, unter Zuhilfenahme der an sich nicht restlos gelungenen Übersetzung (R. Wolff, München) zu lesen.

<sup>5)</sup> Amerika und der Amerikanismus. Jena, Diederichs. Vortrefflich, nur durch übergroße Breite und unaufhörlich explodierende Werturteile beeinträchtigt.

<sup>6)</sup> Vgl. „Neue Schweizer Rundschau“, 1927.

darf, wie ein Blick in jede „Gute Stube“ lehrt, für die Möbel und Ornamentik jener Zeit. Seitdem nun in geistigen Kreisen die Wendung zum Ehrlichkeitswillen und damit zur Absage an die Üppigkeit des Ausdrucks, der eben kein Ausdruck mehr ist, erfolgte, ist damit ein neuer Bruch zwischen den Ständen wirklich geworden. Noch vertieft wird er aber gerade, wo in breiteren Kreisen man zu folgen beginnt, wo sich Sachlichkeit und Formstrenge auch hier auferlegt. Unverkennbar ist, daß der Bourgeois als der, welcher den Geist ewig zum Mittel macht und ihn dafür nachbildet, noch nie einen so scharfen Instinkt für das Glaubhafte hatte. Er begreift, daß man heute seine Breite verbergen muß, sich in die Sachwendung, die Verhaltenheit des doch nur gestaltungslosen Gefühls hineinzwängen muß, wie in ein zu enges Korsett — gerade wenn er, wie ihm wesentlich, schmargerisch über seine Verhältnisse hinaus leben will.

Daß trotzdem zweifellos weiteste Kreise positiv und ehrlich den Sinn der heutigen Sachlichkeit suchen, ermöglicht gerade die rapide Ausbreitung unserer gegenwärtigen Lebens- und Gestaltungsformen über die ganze Welt: sie sind eben in der Tat „sachlich“, „vernünftig“. Es gilt zweifellos von der (besonders weiblichen) Kleidung, den Gebrauchsgegenständen, den Bauten und den Verkehrsformen, daß sie noch niemals so sachangemessen, in gewisser Weise natürlich, und gefällig waren. Das Ganze zeigt die Vorgesrittenheit des ungeheuren Versuchs Europas, das Sinnhafte, Durchsichtige, Gradlinige immer feiner und tiefer aus den Dingen zu nehmen, ohne aber ihr Irrationales, Eingrenzendes und Bindendes. In der Tat sind ja durch Antike, Mittelalter und Neuzeit hindurch im Abendlande das Vernünftige und das Natürliche der Forderung nach gleichbedeutend; insbesondere lief die ganze Renaissance auf dieser Gleichsetzung. Beide sind das Sachliche; dieses ist aber erkenntnistheoretisch nichts Greifbares; seine Substanz ist der Sachwille, der Wille, sich der Einzelsache einzuordnen und sie dadurch technisch zu beherrschen. Diese Einstellung ist gewisserweise eigentlich angelsächsisch; in dem auf Willen beruhenden Menschen- und besonders auch Vornehmheitsideal<sup>1)</sup> des Angelsachsen mit allen Folgerungen findet sich die Welt mehr und mehr zusammen. Es scheint als ob eine Einheit der Weltanschauung sich anbahnt, welche über die letzte derartige in der Aufklärung weit hinausgeht. Höchstens daß die Romanen vorläufig noch hartnäckig an ihren „historischen“ oder Jugendstilen festhalten, während dem Deutschen in diesem Prozeß die Aufgabe zugefallen zu sein scheint, das „geistige“ Cachet, das scheinbar Irrational-Kulturhafte beizusteuern. Es bleibt aber nur scheinbar und Sehnsucht; da man nicht daran glaubt noch auch sich hineinstellt, ist es nur Schöngestei. Nochmals also der Versuch, dem Ir-

<sup>1)</sup> Zugleich mit dem angelsächsischen ist das eigenste Vornehmheitsideal der nordischen Rasse vor die Hunde gekommen. In allen Zeitschriften und Anschlägen des letzten Vorstadtfriseurladens sind es heute ausnahmslos rein nordrassische Männer und Frauen, welche auf den Anpreisungen und Werbezeichnungen mit einem spezifischen Aristokratismus die Vorzüge von Eßwaren und Kleidungsstücken, besonders aber Riechwaren und Hautsalben sinnfällig machen müssen.

rationalen selber seinen eigentlichen Duft, sein Ernährendes abzuschöpfen als bloße Form, als Ratio, als vernünftigerweise zum Leben Erforderliches, jedoch ohne Hingabe.

Immerhin gibt es einige, die die dämonische Tragik dieses Unternehmens, alles in Form und Sinn hinüberzunehmen, einsehen und wissen, daß von Vernunft und Sinn her die Tiefe des Tatsächlichen nicht zu bezwingen ist, sondern daß deren Gegendruck mit dem Wachsen des Druckes der Form so übermächtig wird, daß schließlich alles zusammenstürzt. Was sollen diese Menschen für sich tun? Sollen sie auf die Seite des Rationalen oder des Irrationalen sich stellen? Sie sehen sich da vor einem Entweder — oder: das Nichts oder die Lüge. Sie sehen alle Kulturgestalten, die sich heute bieten, als ein Noch, als etwas, das keine feste zentrale Wurzel im Leben der Zeit mehr hat und nur noch auf überdauernde Flecken von Naivität sich gründet, die, von allen Seiten angefressen, sich trotz verbissener Gegenwehr oder sehnsüchtiger Bemühung täglich verkleinern. Bedenkt man, daß erst im 18. Jahrhundert breitere Schichten tastend in den rationalen Bezirk eindringen, erst am Ende der Biedermeierzeit der große Absturz von Instinkt, von formender und haltender Gemeinschaft kam; bedenkt man, mit welchen Beständen noch Volksreligiosität, Volkslied, Volkssitte, Volksmärchen, patriarchalische Bindung (einige äußerlich greifbare Flutmarken) — etwa vergleichbar den damals noch das Bild ihrer alten Ganzheit zeigenden Städten — in die Beschleunigung der Zerstörung um 1840 eintraten: so begreift sich, daß, bei Zurateziehung alles Übersehbaren, es mißlich ist, auf einen unabwendbar versinkenden Boden zu treten — daß es auch, gesetzt, er trüge noch ein Geschlecht, für grundsätzlich und auf weite Zukunft Eingestellte unbefriedigend ist. Diese sehen aber auch, daß hier das Bedürfnis nach neuem Boden die Befriedigung nicht gewährleistet, daß zumal nicht aus Zweckmäßigkeits-Erwägungen ein Besitzt erreicht werden kann, der sich nur dem Volke gab, welches sich selbst dafür tauschte. Man kann nicht zugleich diesseits und jenseits stehen. Man kann nicht, wie etwa Barrès und nach ihm viele wollten, religiös, heimatisch, kulturgebunden sein wollen, weil es für das Volk wesentlich, gesund und national ist. Man kann etwa hier und da Trachten beleben, Volksgebräuchen das Leben verlängern, Volksarten aus Verschüttung fast neu erbauen. Aber das wird von Seiten des eigentlichen Menschenmaterials Fügsamkeit sein, Wille sich abzugrenzen, zu bleiben was man ist, Einsicht in politische Notwendigkeit oder gar bloßer Eigensinn — aber nicht mehr restlos darin gefaßtes Erleben und Schaffen des Ewigen unter seinem einzig möglichen Bilde. Und für die Intellektuellen, die jenes ausgraben und propagieren, ist es das Anzünden eines Feuers in einer Eislandschaft; vorne wird man gebraten und hinten erfriert man doch. Das unterscheidet sich nur gradweise von dem heutigen Überbordwerfen der älteren, ganz dünn und allerweltsmäßig gewordenen Tänze gegen die Volksrhythmen der Regier; hier sucht man aus der eigenen Verblasenheit das andere Extrem, das möglichst Rohe und Unbehauene. Aber wenigstens Blut, wie die Schatten Homers, oder Blutnähe wie der

König David, als er sich auf dem Totenbette die junge Sunamitin beilegen ließ, um zu erwärmen. Doch er erkannte sie nicht (1. Kön. 1, 4) — und so wird nichts daraus. Und Odysseus braucht nur das Schwert des listigen Verstandes zu schwingen, so weichen die Schatten zurück.

Es scheint also, um die unreine Lüge zu fliehen, nur die Rettung in die Reinheit des Todes zu bleiben: stoßen, was fallen will, und den Nachzüglern des ganzen Ablaufs ungeduldig vorausstürmen. Spengler befürwortete das vielleicht zuerst. Er bezeichnete alle „mittelalterlichen“ Kulturträume als Provinzlererei und Romantik. Es heiße, sich mit beiden Füßen auf das kommende Zeitalter des Willens, der Organisation und der cäsarischen Beherrschung des strukturlosen Fellachentums zu stellen. Später kamen aus den Gebieten der Kunst ähnliche Stimmen: Es gelte nur noch Wahrheit. Alle Form sei „mittelalterlich“ und habe ihre Wahrheit im Zeitabschnitt der reinen Dekoration verloren. Kunst habe nur noch Gebrauchssinn; und, fügte man hinzu, darin bestehe ihre Schönheit; oder andere: daraus werde die Schönheit neu entstehen. Dies galt besonders für Baukunst und Kunstgewerbe, doch auch für andere Geistesgebiete.

So überlegen diese Stellungnahme dem vorhergegangenen Zeitabschnitte war, stand sie doch keineswegs dort, wo sie selbst glaubte. Man wollte sich nicht mehr im Leeren zwischen Ich und Sache, selbstgenügsamer Form und Gebrauchssinn tummeln, sondern, da eine Klasterung über beide nicht mehr möglich war, den einen Pol entschlossen wegschneiden und sich allein und ehrlich auf den anderen gründen: das Ding und seine Wahrhaftigkeit. Aber man vergaß, daß es nur beide Pole oder keinen gibt; wer das andere nicht hat, hat auch das eine nicht. Nicht kommt zu einem Einfachen, sobald es in sich gut ist, ein Anderes hinzu, sondern Ich und Sache, Inhalt und Form sind durcheinander, sind dialektisch. So geraten eben diese Asketen von der anderen Seite in die Reihen jener Nachzügler und Provinzialen, die noch nicht begriffen haben, daß das Einzelne, auch das einzelne Ding in seinem Gebrauch, da es nicht mehr das Unbedingte bedeutet, im geistigen Sinne nichts mehr ist und wir hoffnungslos jenseits seiner stehen. Sie sind da in Gesellschaft etwa jener vielzuvielen Philosophen, welche sich heute, hundert Jahre nach Hegel, unter großem Zulauf damit belustigen, die Folgerungen und Dialektiken einer polaren Stellung nimmermüde gegen die andere auszuspielen, worauf der Gegner an den Apparat tritt und ihn mit demselben edlen Feuer in umgekehrtem Sinne in Bewegung setzt. Dies ist auch der Typus der geltenden Kunstideale. Erst suchte man die Wahrheit der Sache: heißt Realismus; dann wieder die des Ichs: heißt Expressionismus; dann wieder die der Sache: neue Sachlichkeit. Man sah nicht, daß das „Mittelalter“ eines durch, mit und im anderen besaß. In der Baukunst sucht man, nach Ablauf der Zeit, in welcher die Fassade Alles war, nun vom Innenraum her zu gestalten, welcher enge Beziehung zu Gebrauch und Nützlichkeit hat, was mit der Zeitbestrebung zusammengeht. Man fühlt sich über den Widerstand des Publikums erhaben und vergißt, daß das „Mittelalter“ der

Fassade, dem Innenraum und der städtebaulichen Ganzheit in Einem, und jedem durch das andere, zu dienen und genutzutun gewußt hatte. In der Musik suchte die erlahmende Kraft erst die bloß sinnliche Schönheit, Harmonie und Instrumentalklang bunt und rauschhaft zu mischen, bis alles nur noch ein Brei war. Dann erklärte man dies, wie alles was es auch nur mit besaß, für Romantik und Gefühlsduftelei und suchte mathematische Architektonik, ohne auf das harmonische Verhältnis der Einzellinien untereinander Rücksicht zu nehmen. Die Hörer müssen Hartes hinnehmen, weil sie nicht vergessen, daß etwa Bach z. B. im langsamen Satz der C-dur-Sonate für zwei Geigen und Continuo ein Stück von strengster Konstruktivität und betörendster Sinnensfülle des Gemütes geliefert hatte — in den Goldberg-Variationen vielleicht überhaupt das Werk der demütigsten Einordnung in kunstvolle Formgesetze und der gelösesten Erlebnisnähe.<sup>8)</sup> Und das Wesentliche: Dies alles war keine quantitative Kraftentfaltung im Sinne eines Jongleurs, eine kombinatorische Zusammenzwingung von willkürlich aufgestellten Richtlinien, derart, daß man es auch hätte darunter tun können. Sondern es war eine prästabilisierte Einheit der beiden Dimensionen, welche der Geist und alle von ihm geschaffene wirkliche Kultur eben besitzen, und welche sich nur theoretisch auseinanderhalten lassen.

So sind wir noch nirgends über das Abwechseln der Gegensätze hinaus zur Einheit, die eine neue Kulturformung sein könnte, gelangt. Die dahin gespannte romantisch-anarchische Bewegung, in welche man sich durch das Nachkriegschaos hineingleiten lassen wollte, trug nicht. Sie war nur das Durcheinandersacken eines Trümmerhaufens, der dann bald rationell ausfortiert war. Man floh dann (um 1924) ins Feste hinein, suchte sich, um die Einheit an einem Punkte zu erwerben, in das Nichts zusammenzuziehen — weil heute alle Entfaltung und Gestaltung von innen heraus Lüge ist. Da keine Form organisch wurde, war sich der formlose Wille selbst Form. Dies ist der Typus der Barthianer, der katholischen Integralisten, des Fascismus und vieler anderer heutiger Dinge: ungeachtet inhaltlicherer Hintergründe am bezeichnenden Punkte ein Willenskrampf. Aber niemand floh in die Wüste, welche von da aus nur noch übrig blieb. Was tun denn die, welche vorgeben, ohne Kulturform leben zu können, um nicht kitschig zu werden? Wie leben Menschen und Völker, die am weitesten amerikanisiert, in Abtötung des Irrrationalen durch den Willen und Absage an Provinzialromantik am vorgeschrittensten sind? Wovon leben sie? Im wesentlichen vom selben Punkte her wie die andern, nur nicht gerade und ehrlich. Sie lesen in ihrer freien Zeit Romane, gehen ins Kino und zum Tanz und haben für den Feiertag eine himmelblaue Lebensphilosophie von Selbstlosigkeit und Gefühl. Wenn dies nicht ganz die verachtete Romantik ist, so nur darum, weil sie hier faul, falsch, abgestanden und formlos

<sup>8)</sup> Das Grundsätzlichste bietet hier die „Kunst der Fuge“. In einer Form, die einem Kölner Dom aus Kork in einer enghalsigen Arzneiflasche gleicht, den einer in der freien Zeit von dreißig Jahren geschnitten hat, regt sich ohne Zwang etwas, dessen leisester Atem alle Form wie ein Häuflein Spreu ins All bläst.

ist, weil sie das Gefühl zum bloßen Mittel der Zerstreuung und der Selbstauspösterung macht. Und wenn diese Leute ganz tüchtig in der Willenssachlichkeit sind, dann kaufen sie mit dem Ertrag ihrer Schweinefetherstellung oder anderer innerweltlichen Askese Namen, Titel, Häuser, Bilder, Möbel, von denen man ihnen sagt, daß sie den Menschen in den Geruch eines mitten in ununterbrochener Überlieferung und sachgemäß in der „Romantik“ Inneestehenden bringen. Und schließlich, selbst wenn einer folgerichtig bliebe und sein ganzes Leben in den Kreis der äußeren und inneren Gebrauchsgegenstände einspannte — wozu dient dies alles? Muß nicht Wille schließlich einen letzten Zweck haben? Sollte es der sein, es den andern äußerlich angenehm und leichter zu machen? Dies wäre dann der alte Knoten des asketischen Altruismus. Man rottet Dinge in sich und um sich aus, damit die anderen sie desto reichlicher und fehlerhafter haben. Es bliebe nur die unausgesprochene Antwort der kapitalistischen Mönche von New Harmony: Daß der ganze kapitalistisch-technische Apparat nur eine ungeheure Maschine zur Ausrottung der bösen Lust sei.

Also wieder zurück? Nein, aber allerdings bleibt nur eine ziemlich schmale und nicht kompromißlose Stellung in der Mitte: Zurückhaltung, Sichversagen der Unwahrhaftigkeit und Unkeuschheit, feines Hinhorchen auf jeden falschen Ton; Standquartier in der Sach- und Gebrauchswahrheit. Aber unaufhörliche Bereitschaft gegenüber allem, was noch in tieferem Sinne angibt, knappe Form, welche sich nicht weit vorwagt, und ihrem Schwung und ihrer freien Triebkraft mißtraut, aber doch ihrer geistigen Würde gläubig gewiß bleibt. Doch ist diese Position als wirkliche nur durch die Verteidigung nach beiden Seiten festgelegt, und hat ihre Wurzeln nur im Geforderten. Sie muß diese sobald als möglich unter sich in die Wirklichkeit treiben.

## Simon Gfeller und die Berner.<sup>\*)</sup>

Von Josef Reinhart, Solothurn.

Simon Gfeller ist, eh er Schriftsteller geworden, Landschulmeister, Familien-, Armen- und Bienenvater gewesen; auch hat er seinen Bauern manchen Herbst den Obstsegen verwerten helfen. Deshalb ist er im Grunde gar nicht literarisch, bekümmert sich auch nicht darum, was eben Mode ist, und wenn die Bienen krank sind im Umkreis der Egg, so hat er keine Zeit zum Schreiben oder Lesen. Mir scheint, ihm ist das Leben wichtiger als das Papier. Das macht es, daß man ihn, auch wo man ganz auf die Fremde und das Kosmische eingestellt ist, trotzdem er „nur“ Mundart schreibt, von Anfang ernst nehmen mußte. Als der Bierziger sein erstes Buch „Heimisbach“ herausgab, fühlte jeder: dahinter steckt mehr als bloßer Heimatschutz im landläufigen Sinne; ein

\*) Am 8. April beging Simon Gfeller seinen 60. Geburtstag.